

ALFRED SCHREIBER
DAS STILLE LEBEN

ALFRED SCHREIBER

Das stille Leben

Gedichte

KAISER  PRESSE

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ALFRED SCHREIBER
GEDICHTE AUS DER KAISERPRESSE

Das stille Leben
Die Farbe der Ziffern
Seufzer und letzte Silben

Alfred Schreiber: ›Das stille Leben. Gedichte:
Dritte, revidierte und erweiterte Ausgabe,
gesetzt mit L^AT_EX 2_ε aus der Palatino Linotype
in der Kaiserpresse (www.kaiserpresse.de)
Umschlagbild: Straße in Zaltbommel, 1960.
Copyright © 2021 · Alle Rechte vorbehalten.
Printed in Germany

*Ich verstand die Stille des Äthers
Der Menschen Worte verstand ich nie.*

Friedrich Hölderlin

PIERROT

Von blonden Feldern und Hügeln
hab ich geträumt
und sie mit breiten Flügeln
vertraut gesäumt.

Die Räume der gähnenden Leere
hab ich gestreift
am Rande der letzten Sphäre,
die mich umgreift.

Ich sah die verlorenen Stunden,
sie stiegen hinan –
für ewige Zeiten gebunden
auf kreisender Bahn.

Still kreuzte im Flug meine Spuren
der Weltenlauf,
berührte die Zeiger der Uhren –
und weckte mich auf.

Nun drängen die lästigen Fragen
und stören die Ruh.
Mit Worten aus alten Tagen
deck ich mich zu.

SONNTAG DER KINDHEIT

Später Nachmittag, flimmernd versunken
in träge Zeit – tiefgedrückt
ein Sonnenstrahl, rot und trunken
ins Tapetenmuster verstrickt.

Bizarre Gestalten – vor dem Fenster
schwebend als ob sie wachten
in einem Kindertraum, in dem Gespenster
unverwandt das Kind betrachten.

Im Gegenlicht, das sie verzehren will,
ein dunkler Glockenschlag –
und diese Welt steht still.

AM RHEINUFER

Der Mond hängt grau und schwer
noch von der Nacht.
Die Kähne ziehen zum Meer
mit Last und Fracht.

Zur Ufermauer weicht
der Wellen Lauf,
fern gegenüber bleicht
schon Tag herauf.

Die Strömung rührt ein Wind
und aufwärts steigt,
was laut in mir beginnt
und endlich schweigt.

INDUSTRIESTRASSE

J'aime la grâce de cette rue industrielle

Guillaume Apollinaire

In der grauen Straße steht kein Baum,
verrostet neigen sich Laternen.
An den Fassaden hängt noch Traum
und will hinauf zu Sternen.

Am roten Schornstein sinkt der Blick
auf braches Industriegelände.
Verriegelt ist das Tor der Fabrik,
ein schiefes Schild sagt Ende.

Die Bürgersteige längst schon leer,
Plakate von gestern an der Wand –
es ist die Straße, die Apollinaire
so voller Anmut fand.

BERÜHRUNG

Ein blasses Lächeln,
mehrere Sorten von Duft.
Täglich stummes Wesen zur Unzeit.

Auf nassem Pflaster
glitt der zierliche Schuh.
Ohne Willkür diese Berührung.

Trümmer von Sternen
(steht bei Friedrich Nietzsche)
blieben von ihren grauen Augen.

GELBE FELDER

Über meine Stirne streifen
Staub und Winde, weiche Haut
und ein flüchtiges Begreifen,
das in blaue Dünste schaut.

Gelbe Felder, letzte Spuren,
da mich himmlisch überkam
ein Verheißen, das den Fluren
ihre Horizonte nahm.

Endlich lässt sich leichter fahren
in ein fernes Irgendwo –
irgendwann nach tausend Jahren
wird der Sommer wieder so.

KINDERLIED VON SOMMERFEEN

Die kleine Fee des Lichts
tanzt kreisend wie ein Kind
und leuchtenden Gesichts
entfacht sie Gras und Wind.

Die kleine Fee des Teichs
sinkt müde auf den Grund
des schlummerlosen Reichs
und kühlet ihren Mund.

Die kleine Fee der Luft
wohnt himmelhoch und frei;
sie lacht mir zu und ruft:
»Hab Acht, es ist vorbei.«

ZALTBOMMEL

Über der Uferwiese
Blau von schimmerndem Wasser;
unter trägen Bäumen
wird es blasser.

Einst war Doktor Faustus
Teufels List verfallen
in Schloss Waardenburgs
finsternen Hallen.

Eine kurze Weile
dengelt das Glockenspiel,
das Franz Liszt vor vielen
Jahren gefiel.

Leenhoffs, des Organisten
Tochter Suzanne war
mit Manet dem Maler
hier ein Paar.

Grün und sattes Maasland: –
Bis nach Ravenstein
flackern hoch und silbern
Pappelreihn.

Mittagsglut bedeckt
jenen Glockenklang
dem ein helles Zittern
noch gelang.

Wälle, Türmchen, Tore:
heimliche Idylle
widerspiegelt diese
Sommerfülle.

Auf der Uferwiese
schläft ein Schaukelpferd
still in dieser Stille –
unversehrt.

MEIN HIMMELBLAUER TAG

Mein himmelblauer Himmel eilt
der frühen Nacht entgegen.
Ein Regen schauert und verteilt
den Staub auf meinen Wegen.

In hell erleuchteten Büros
seh ich noch Mädchen tippen
auf Schreibmaschinen – wolkenlos
der Glanz auf ihren Lippen.

Ein Wind erhebt sich, rüttelt schon
an Ästen und Dächern und Schildern.
Er fasst mein Glück – es fliegt davon,
ein Bild von vielen Bildern.

Mein himmelblauer Tag ergraut
mit seinen späten Stunden.
Ich habe genauer hingeschaut:
Es waren nur Sekunden.

TAGE UND TRÄUME

Was von den Tagen
und Träumen blieb –
gezählte Minuten,
törichte Fragen.

Fenster und Wände,
belagerte Nacht,
wirrer Bilder
nicht endendes Ende.

Es streunen allein
die Schatten noch –
auf Plätzen und Straßen
länger zu sein.

DEN WOLKEN NACH

Den Wolken nach gehts durch die rauhen Mengen
von Sand, mit Kippen drunter, Vogelschiss
und Quallenfleisch; von weitem wird gewiss,
dass immerdar die grauen Fluten drängen.

Es regnet windig schief in einen alten
Benzinkanister, dem von Zeit zu Zeit
ein Möwenschnabel schrill hinüberschreit.
Am Rande wirft die Wassermasse Falten.

Im Wind treibt Salz, verlieren sich die Schatten,
das Rotgestreifte einer Jalousie
und das Geheimnis, das die Dinge hatten.
Der Tage vager Sinn, es gab ihn nie.

SEEBILD

Am großen weiten Meer
wehn kühne Winde über den Sand.
Das große weite Meer
ist sternenweit und unbekannt.

Wer je davon gelesen,
erleidet Fernweh und Verzicht.
Wer niemals dort gewesen,
kennt eines Himmels Bläue nicht.

Sogar in tiefer Nacht
ist er so hell wie tags und leuchtet
gleich jener Wellen Fracht,
die ihn von Zeit zu Zeit befeuchtet.

Von Wolken keine Spuren
und auch von Rätseln nicht und Träumen.
Es schweigen alle Uhren
in ihren fensterlosen Räumen.

DER BEWEIS

Ein Denkmal steht
aus festlichen Tagen
und sprüht noch Frohsinn
in brackige Gräben.

Die Sichel der Winde
kämmen das Ufer in Träumen,
durchwachsen von unersättlichen
Gesichtern.

Doch niemand versteht
die schwankenden Tauben
am Ende des Stauwehrs –
denn allen fehlt der Beweis.

ZU LEBZEITEN

Tragische Wurzel
vernäht ins Banale.
Mahagonistreifen
machen uns abhängig.

Zu Lebzeiten gewinnen
Tapeten mit rotgelben Mustern
ungeahnte Bedeutung.

Zuweilen aber löst sich
alles im dunklen Geruch
der fremden Behausung
unfreiwillig von uns.

ELEGIE

Hommage für García Lorca

Die Stimmen haben
sich alle gebeugt zu Boden.

Durch graue Wasser
schleift der Wind seine Saiten.

Zum Chor der Grillen
zittern die aufgerichteten Leiber.

Von ihnen bleiben
Punkte, die sich entfernen.

DON PERLIMPLIN

Verhüllt allein
in doppeltem Betrug
wird er zu dem,
den sie begehrt –
unerkannt.

Um aber für immer
der Andere zu sein,
muss er sich zeigen:
tödlich versehrt
von eigener Hand.

HARLEKIN

Sein Herz sind Blätter
von Papier.
In seinen Augen
ein grauer Wald von Augen,
unerleuchtet.
An seinen Armen
rankt Efeu.

Wenn er im Spiegel
den bunten Busch begrüßt,
sieht er die Blätter welken,
leicht entflammbar.

Bei Licht
erscheint er dunkler –
Schatten durch und durch.

LANDSCHAFT MIT ENGEL

Auf dem Dach ein Engel
mit geschweiftem Stern.
Versteckt in hohen Nestern
überraschte Terzinen
eines unbekanntes Verfassers.

Zungen an Zweigen
spärlicher Bäume.
Morgen vielleicht noch einmal
legen die Vögel ihr Lachen
auf die ungemusterte Erde.

Dem Mittag fächeln sie
im schweigenden Gelände
Kühlung zu.

NIEDERRHEIN

Hommage für Max Clarenbach

Ein Land aus Nebel –
und über kalten Wassern
ein Schweigen aus Himmel.
Spiegel im Gefilde.

Trauerweiden neigen
sich tief und unerkannt
zu ihrem Bilde.

Aus Nebel ein Land –
ein Himmel aus Schweigen.

SCHUMANN IN DÜSSELDORF

Uferwinde
verfangen in den
fetten Kronen der Bäume.

Getaucht die Stimme ins Gras.
Skizzen verworfen.
Ohne Umgang verloren.

Die Hände noch einmal bewegen
zur Windsaite über der Strömung,
als wär es noch nicht zu spät.

NACHTSKIZZEN

I

Regen streift die Luft der Nacht,
flüchtiger Reim
von Himmel auf Erde.

II

Ungewollt gesichtet
hüllt sich alles Glück
in dunkles Dickicht.

III

Auf Sterne gerichtet
gerät der Blick ins Taumeln.
Eben noch hatte er Halt
in einem Augenpaar.

TAGELIED

Owê, nu ist ez tac

Heinrich von Morungen

Aus Traumgestrüpp
weckt uns
ein früher Vogel.
Sein Tagelied
besingt das Glück,
das flieht,
mit dem ich reisen
und fern der Erde
über Wolkenbüschen
vergeblich
an dich denken werde.

DER TAG

Hommage für Giorgio de Chirico

Manchmal verendet der Tag
auf verlassenem Plätzen – ein Tier
mit Zinnober im Auge.

Dann öffnen sich Fenster
und Hände zeigen die Spuren des Rätsels.

Am dunklen Leben der Steine
nehmen wir teil.

METAMORPHOSEN

Jegliches Wort ermüdet
an seiner Grenze.

Weitab von der
kalten Seite des Hügels
rauchen Altäre noch.

Aller Ernst
macht seine Metamorphosen.

HEIMWÄRTS

Zögern –
bevor der nächste Augenblick
das Ufer gegenüber trifft.

Auf der Brücke
das Geländer fassen –
immer weiter gehen,
angefacht von fernem Nichtsein.

Vergehen – noch bevor
begrifflich wird woran.

VOM VORÜBERGEHEN

Vom Vorübergehen bleiben Bilder
(nicht abgeleitet aus Spiegeln):
still – in einem leeren Schoß
schweben sie eine Weile.

ALPENTRAUM

Die Wolke hängt
ins Tal und tief.
Die Hütte drängt
am Hang sich schief.

Holz aufgerauht
knarzt dumpf im Erz,
und dunkler Laut
fährt himmelwärts.

Die Brust schmeckt herb
der Sennerin;
der Kuss saugt derb
an Mund und Kinn.

Das Herz schlägt halb –
und laut lachtet der Alp.

SPÄTE ROSEN

Carminum liber I, 38

Horaz

Späte Rosen, meinte der Dichter,
seien die Mühe nicht wert,
da sie verblassen; aber gehasst
hat er die damals bei Persern beliebten
scheußlichen Kronen aus Bast.

Dunklen Wein und schlichte Myrte
sollte ihm sein Mundschenk bringen.
Nahm er damit wirklich vorlieb?
Galt denn nicht manches Wort, das blieb,
immerwährenden Dingen?

KLEINE EWIGKEIT

Der Zeitgeist nicht gewogen,
ganz anderes will das ›Man‹
als ich es machen kann.

Wie wenig ich verpasse,
geh ich in großem Bogen
um Mode und um Masse.

Zum lauten Lärm der Meute
nagt heimlich still der Teufel
an aller Sein und Zeit.

O guter Ton von heute,
O kleine Ewigkeit –
du endest ohne Zweifel.

DAS ALTE LIED

Gelange ich mit Worten
an mein entferntes, heiteres Ziel?
Ich kenn nur Zwischenrast an Orten,
an denen nichts gefiel –

Verschleiern ohne Ende,
und Warten diessseits aller Zeit –
und in verworfenem Gelände
das alte Lied vom Leid.

VAGANTENLIED

O j'ëusse la nuit
Malum hospicium
Hugo von Orléans

Ich wandere weit, ich laufe viel
und schlafe in Außenbereichen.
Man sagte mir immer: der Weg ist das Ziel –
so konnt ich es niemals erreichen.

Den Mangel an Tugend und Edelmut
bekundet mein Büsserhemd.
Man sagte mir immer: sei edel und gut –
doch Ethisches blieb mir stets fremd.

Auch zog ich die Dirnen dem Beten vor.
Ich werde dafür noch bluten
am Jüngsten Tag, wenn die Engel im Chor
in ihre Posaunen tuten.

Das Firmament wird kühl und trüber –
die lange Nacht mag kommen.
Aus Kirchen schallen von fern herüber
die ängstlichen Lieder der Frommen.

Memento mori – ein Jedes vergeht,
die Burgen, die Kathedralen.
Ich lieg auf des Angers rotem Beet
und träume von Höllenqualen.

Die Rosenfinger der Herrgottfrühe
verströmen betörende Düfte.
Die junge Magd bringt Ziegen und Kühe
und schaukelt mit ihrer Hüfte.

ANACHRONISMEN

Vollendung, sicher gespeichert,
tiefgekühlt – verkrustetes Erbe,
darin Jahrhunderte lallen.

Die mittelmeerischen Götter,
die Seifenblasen der alten Holländer,
die stummen Faune von Porzellan
in ihren heiligen Hallen
gründlich restauriert,
hermeneutisch erschlossen.

Vielleicht sogar die Seufzer
bei den zierlichen Possen,
klängen sie nicht so forciert,
könnten heute gefallen.

IN BETWEEN

Etwas geht verloren
zwischen Jetzt und Jetzt,
es ist dauerlos und doch
etwas das verletzt.

Einzig im Erinnern
liegt der Unterschied
als ein Bild, das unentwegt
sich dem Blick entzieht.

Eins sind Tod und Leben,
wo kein Punkt entzweit
dieses Jetzt der Gegenwart
einer Ewigkeit.

AUF DIESER STRASSE

Auf dieser Straße ist kein Gehn
zu dunklen Gärten und hellen Städten,
die namenlos geschrieben stehn
und tiefverhüllt in Silhouetten.

Sie scheinen Chiffren, weiße Schrift,
verloren in wirrer Niederkehr,
wo sie kein Reisender mehr trifft,
denn, was sie waren, ist nicht mehr.

Unhörbar tönt die Flöte Pans
und unaufhörlich so als stände
in den Bezirken leisen Wahns
nicht längst schon dieses Sommers Ende.

DIE UNSICHERHEIT DES DICHTERS

L'incertezza del poeta

Giorgio de Chirico

Der panische Mittag ist überwunden,
die Tempel sind schon geräumt.
Frag nach dem Spitzen, dem Runden
die schlafenden Götter.

Erforsche die unbeschreiblichen Weisen,
das Gewesene zu bewahren.
Entsinne dich künftiger Reisen
zu Land und zu Wasser.

Hattest du nicht in den blauen Reichen
vergeblich den Schatten gesucht?
Was wusste vom Harten, vom Weichen
der sterbende Sänger?

Ach, welcher Abschied in Wolken und Stürmen!
Längst sind die Rufer verstummt
in den unsichtbaren Türmen
verspäteter Himmel.

Ob den Blick zurück, die trotzen Geste
der herbstlichen Einsamkeit,
noch ein letztes Wort erlöste
zu steinernem Dasein ... ?

AUGENBLICK

Sólo el misterio nos hace vivir

Federico García Lorca

Das Licht auf jener Häuserwand,
verwahrt im Augenblick, ein Bild
für später, wenn der Schattenrand
ins Innere des Raumes quillt.

Das Blau in jenem Schein, ein Ton
noch früh genug, um zu vergehn
im Widerblick der Reflexion,
schwebt um die Bäume der Alleen,

lässt Wolken unbewegt, den Kahn
am selben Steg, am selben Ast
den Zweig; es hängt ein Blatt daran
wie Segeltuch an seinem Mast.

Und jener helle Fluss, gesäumt
von einem morgendlichen Pfad,
verharrt im Irgendwo und träumt
vom dunklen Ziel, dem er sich naht.

Auch jener Abend in der Stadt,
der seine Last ins Weichbild lädt,
der Abgrund, den die Schwermut hat
und dem Beschweren nicht verrät,

der Mittag, der die Hitze schürt
für sein verheißungsvolles Fest,
die Dämmerung, die mich berührt
und heimlich in die Nacht entlässt,

tyrannisch halten sie die Wacht,
dass ihr Geheimnis sich der Zeit
verschließt und seine Übermacht
den Dingen dieser Welt verleiht.

ABEND

Auf Schattenflügeln naht der Abend – leise
vergehn die Stimmen an der Himmelsmauer
von hoher Drossel und von Silbermeise.

Aus fernen Wolken fallen Engel ein
in Hof und Häuser, so als wären ihre.
Aus tiefen Schründen steigen graue Tiere
und lehnen sich an schweigendes Gestein.
Auf ihren Wangen kriecht uralte Trauer
und sucht sich ihre bittere Speise.

NÄCHTLICHE PROMENADE

Schon haben sich die Schatten
gelegt – zu fernen Riffen
aus dunklen Wellen hallen
die heiseren Rufe von Schiffen.

Und über den Kuppeln der Mond
und der Sphären ewiger Schrei.
Plakate flüstern sich zu
geschecktes Einerlei.

ENTLANG DER PARALLELEN

Entlang der Parallelen
vergeht dein altes Leben;
zum Horizonte schweben
so leicht die Seelen.

Die bunten Laken kläffen
im Winde den Wolken zu.
Im Fluchtpunkt finden Ruh
die dort sich treffen.

Horch, wie die Stimmen klirren
in Muschel und in Kalk!
Der übermütige Schalk
will dich verwirren.

Zu deinem fernen Ort
fährst du auf glatten Bahnen.
Wer mochte etwas ahnen
von falschem Wort?

Wie schwer das Rad sich dreht,
als kennt' es deine Uhr.
Du stehst auf weiter Flur.
Es ist schon spät.

ELEND

Aus deiner Kammer wirst du gehn
unruhig ins unbehauste Freie,
den grauen Fluss, das Ufer sehn
und Stein an Stein in einer Reihe.

Du hörst den Jammer nicht, das Wort,
das dich auf diesem Weg begleitet
durch keinen Raum, zu keinem Ort,
wo man dir Aufenthalt bereitet.

Es dringt allein der Wellenschlag
aus deinem tief entleerten Innen,
um heillos diesen letzten Tag
auf immer zu beginnen.

EINE KLEINE NACHTMUSIK

Eine kleine Nachtmusik
wie verhalten, wie so still
sie aus ihrer Tiefe stieg,
allen Ohren fern –

ohne Töne, ohne Maß,
ihre Gesten kaum ein Strich,
Wort, das seinen Laut vergaß,
allen Mündern fern –

Wind der Nacht hob sie empor
zu dem Ort, wo sie erklingt
und zuletzt verstummt, bevor
sie ins Leere sinkt.

WEISSES INNERES

Der Grund, auf den sich Wörter legen
an andere, gleicht dem Gesicht
von Wolken, die sich fort bewegen
in ihrem Wind, in ihrem Licht

zu stillen Horizonten weichen,
durchdringlich scheinend, nirgends dicht,
das weiße Innere der Zeichen,
in denen sich die Leere bricht.

Heimlich von weitem eingedrungen,
wie Raum und ohne ein Gewicht
in Falten nistend, Wucherungen:
das stumme Wort für ein Gedicht.

OPFERSPRUCH

Auf Stein
lag meine Hand
und rein
ist sie verbrannt.

Die Asche
flog still empor
durch rasche
Winde ins Rohr.

Sie sank
ins Wasser ein.
So blank
ist nun der Stein.

HERBARIUM

Wurzel und Spross, Blatt und Blüte,
gepresst und getrocknet
zwischen Gedichten
werden sie haltbar wie diese
noch vor dem Verwelken –
auf einem Blatt, das den Finder
samt Ort und Datum verewigt.

Die verschwendeten Säfte
brächten nicht selten den Tod.
Gar nicht leicht stirbt es sich
etwa von Eisenhut, von der Alraune,
vom schwarzen Bilsenkraut
oder vom gefleckten Schierling,
der Sokrates unsterblich machte.

Wie brüchig das alles bleibt.
Auch können sich gelbe Teile
am Ende schwarz verfärben;
Schädlingsfraß gibt es zudem
selbst an gründlich Getrocknetem.
Erst der Abdruck in Stein
hat eine gewisse Dauer.

MONADE

Um zu sehen
was ich nicht bin,
muss ich Spuren lesen –
Abdruck wovon?

Die Fährte führt
ins Unbestimmte.
Das Andere darin
ist undurchdringlich,
leistet Widerstand.

Gebendet selbst
das sonnenhafte Auge
vom Blitz,
der es zerstören könnte.

LUKREZ

Kleinste Teilchen und Leere –
im grenzenlosen All
sinken sie durch Schwere
und weichen durch Prall.

Auch die fliegenden Speere
können sie nicht entzwein.
Allein der Stoff und die Leere
sind beständiges Sein.

Haftend können sie fügen
die Welt, wie sie erscheint.
Siehe, die Götter lügen,
wenn man sie verneint.

Auch die Opfernden steigen
nicht eine Stufe hinauf.
Siehe, die Götter schweigen.
Die Welt nimmt ihren Lauf.

LABYRINTH

Allein im Dunkel und im Schweigen
sind alle Dinge rein,
denn erst in ihren Bildern zeigen
sie ihr Gewesensein
in einem leeren Labyrinth,
von Blitzen stumm erhellt,
worin sie Schein und Schwere sind
von unerkannter Welt.

EXISTENZ

So zu sein oder anders
nach Möglichkeiten beschaffen
und selbst nur denkbare Form,
zuweilen tief verwickelt
in stofflichem Wesen,
dies alles gehört zur Welt der Figuren
und ist nicht im Geringsten vergleichbar
dem einen Geheimnis :
Da zu sein
unangesehen des Wie
ohne ein Mehr oder Minder
von jenem immer dunklen
nicht zu denkenden Etwas.

ABWESENHEIT

Kein Marmorsockel liegt herum
in dieser grenzenlosen Leere
und nirgends schwebt im Vakuum
noch eine leichte Hypersphäre.

Es fehlt die bittere Luft, die lau
durch Lattenzäune stöhnt und um
das hohle Standbild einer Frau –
unföhlbar, ungesehen, stumm.

Kein Künstler machte diese Welt,
kein Satan, der noch Sünde tut.
Kein Mensch hat diese Welt bestellt,
kein Herz von Stein, kein Herz von Blut.

WIDERSPIEL

Was blieb von den Palästen,
ist Stein an falschem Ort;
dem Widerhall von Festen
und Sagen fehlt das Wort.

Was blieb von blauer Blume
in diesem grauen Kies,
ist Hieroglyphenkrume
und was die Strömung ließ :

Gelächter, das in leeren
Gemächern still erfror
an Spiegeln so als wären
Gespielinnen davor,

zu sehn, wie Lust den Zeichen
noch einmal Sinn verleiht,
da Einst und Jetzt sich gleichen
im Widerspiel der Zeit.

DIE WELLE

Le vent se lève

Paul Valéry

Es steigt ein alter Wind
und hebt, immer aufs Neue,
die Welle, welche gerinnt
zu ewig dunkler Bläue.

Es kreist auf fester Bahn,
was haltlos scheint, erfüllt
den unbekanntten Plan,
von Unbekannt verhüllt.

Wo durch die Myriaden
von Klumpen, Spänen, Splittern
geht unsichtbar der Faden,
an dem die Teilchen zittern?

Wie lautet die Bedingung,
die eins zum andern zwingt
und allem Raum die Schwingung
verleiht, die stumm verklingt?

Verloren die Substanz
im weiten Weltgewühl,
wird sie nicht Zahl und ganz,
beziffert im Kalkül.

Es lauscht nach Trost das Ohr
im Rauschen, in weißen Signalen –
es quillt die Stille hervor
und füllt die himmlischen Schalen.

STAUB

¡La vida! ... Polvo en el viento.

Volador.

Ramón del Valle- Inclán

Ist denn beschlossen, dass etwas werde
und sich verwandelnd fortbesteht?
Gebrochene Symmetrie,
die einst geballt in jäher Gebärde
an Feuer vergeht –

unzählige Teilchen, zur Mutterhöhle
von kosmischem Wirbel verbracht
in dunkle Wandung von Schleim –
das Bild im Spiegel wurde die Seele,
und Seele Nacht.

Von Göttern aus himmlischen Palästen
beherrscht das ruhelose Geschmeiß,
bringt ihnen sein Opfer dar
in Schmach und Todesangst vom Besten
auf stummes Geheiß,

macht Weltgeschichte, lebt vom Töten
und gründet sein Reich auf treibendem Sand
und heiliger Bücher Ruch;
die Chiffren in kalten Abendröten
sind längst verbrannt.

Die Ewigkeiten lassen sich fühlen
in Frömmerei und Ruhmes Gespinst
ums Heil der Wünsche besorgt.
Die Wollust will sich im Kampfe kühlen
durch Waffendienst,

Erkennen in Sünde, Gewissensbissen,
auch wenn es das Licht des Boten umwirbt,
Natur von der Schuld befreit.
Selbst Dichter hätten es müssen wissen:
Die Seele stirbt

im Staub des Gestern, der wüsten Zone,
der Explosionen von Stahl und Gestein –
ein Schweif, Spirale aus nichts
als aus unsäglichem Trösten, ohne
sie selbst zu sein.

WAS NOCH VON LEBEN

Was noch von Leben übrig blieb
nach kurzer Weile steilem Sturz
über den Rand der Stunde,
ist eine fahle Außenhaut,
die sich wie eine Kruste löst
von einer alten Wunde,

in der verspätet nichts mehr blüht,
kein tiefes Gelb, kein weiches Grau
auf Blättern und auf Scherben,
kein unverhofftes Farbenspiel
am Vorhang vor dem Widerschein
von heimlichem Verderben.

In der Spirale seines Stroms
vergehen kreisend Zeit und Raum,
Substanzen der Relikte:
die Schlange und die Frucht vom Baum,
Erkenntnis in dem Schein von Licht,
den sie zuletzt erblickte.

ÆNIGMA

Hommage für Ramón del Valle-Inclán

Das Rätsel wird fortbestehen
und seine dunklen Gründe,
darin die Stunden vergehen
als Larven der Sünde.

So hat es hervorgebracht
Gebilde der Metamorphose,
Geschöpfe von Zeit und Nacht
im Schatten der Rose.

Sie müssen ein Opfer bringen,
um flüchtig vorhanden zu sein
in ihrer Welt von Dingen
und schönem Schein.

Sie tanzen in lärmenden Reigen,
sie proben die Himmelfahrt –
das Rätsel aber wird schweigen
als ewige Gegenwart.

SEXTINA AUTUMNALIS

Fühlst du wie Feuchte sich auf Blatt und Stein
und alles Irdene gelegt, die Hand
besiedelt wird von ersten mürben Zeichen?
Es lugt inmitten Grünem gelber Schein.
Die Unbehausten werden bald erreichen
den Ort, wo ehemals dein Heim erstand.

Abhanden kam die Schar, die dich verstand,
an deiner Seite war. Berühr den Stein
auf ihren engen, schwerbedeckten Reichen.
Befreie deinen Sinn von aller Hand
und Ort, und huldige dem schönen Schein
mit einem trotzig hingemalten Zeichen.

Gib acht auf jedes leise Wort und Zeichen;
die Wacht ist Pflicht, bewahre Fug und Stand.
In dieser Dämmerstunde glüht der Schein
der tiefen Sonne auf dem Felsgestein –
das ganze sanfte Land vor deiner Hand,
das Abendhimmel einmal noch umreichen.

Die Götter wichen längst. In ihren Reichen
erlosch das Licht bis auf ein letztes Zeichen,
das sinnentleert verblasst auf deiner Hand.
Statt zu erforschen, was geschrieben stand,
schlag mit dem Meißel das Gesetz in Stein,
verleih ihm neuen Glanz und Widerschein.

Den Frost zu überstehen, braucht es Schein
von Gluten, die ins tiefe Innen reichen.
Dem Vogelweider gleich auf einem Stein
befrage deine Zeit und ihre Zeichen,
die Qual der Lüge und den Unbestand.
Den schweren Schädel stütze auf die Hand.

Du trauerst? Was erhebst du deine Hand?
Es grinst das neblige Gespinst aus Schein
und Trug. Nur Aufruhr kann und Widerstand
der unbefugten Macht aus kalten Reichen
Einhalt gebieten. Sieh die neuen Zeichen
in frischem Rot auf einem Opferstein.

Auf ihre Saat der Gier wirf Stein um Stein.
Verdirb den falschen Staat, die Schattenhand
mit ihren falschen, schattenhaften Zeichen
von Frevel und Verhängnis durch den Schein.
Wird das im Herbst Gesammelte noch reichen
für eines langen Winters Gnadenstand?

Was wohl entstand, verwest im Dämmerchein.
Ein Zeichen ward gekerbt in diesen Stein
von letzter Hand, die Heimstatt zu erreichen.

MEMENTO

Libertas vigilantibus

Nicht jemand anders wird
für deinen Gang den Weg bereiten,
in Not und Elend dich begleiten –
nicht jemand anders.

Nicht jemand anders wird
den Gram in deinem Herzen lindern
und dich an der Verzweiflung hindern –
nicht jemand anders.

Nicht jemand anders wird
die Dinge tun, die dir obliegen
und stolz in deinem Namen siegen –
nicht jemand anders.

Es wird nicht jemand anders sein,
der Licht entzündet in der Nacht
und über deine Freiheit wacht –
als du allein.

FABRIK DES NICHTS

Eine unsichtbare emsige Hand
stellt eure Dunstgebilde her,
weit Geringeres als Tand,
völlig hohl, völlig leer.

Auf Papier und Leinentuch
macht sich euer Geziefer breit;
es ist Schmach, es ist Fluch
künftiger Vergessenheit.

Watet doch durch euren Morast
in einem letzten Versuch,
da ihr lärmend verkünden lasst:

»Einzig den Narren fehlt das Schöne,
das unsere Wahrheit doch nicht zeigt.«

Hört nur das Schnarren eurer Töne –
und den Wohlklang, wenn ihr schweigt.

ABGESANG

So halkyonisch sind wir schon
in einen blauen Traum versunken,
als hätten wir ein Gift getrunken
aus einer süßen Schale Ton –

so müde dieser alten Welt
und ihrer Gaben, wo Schimären
nun ohne Recht und Acht verzehren,
was jungem Wahn zum Opfer fällt.

Ein Frevel schon ist aller Zahl:
Gemenge, Schwärme, Horden, Massen.
Die Götter haben uns verlassen.
Es gab nur dieses eine Mal.

Was je gefüllt war, wird entleert.
Es herrscht die Antwort vor dem Fragen.
es wächst die Mauer vor dem Sagen.
Was je umgrenzt war, wird versehrt.

* * *

Ein Bild aus tiefen Wassern steigt
empor von Wolken, über denen
ein unbestimmtes letztes Sehnen
sich still aus einer Seele neigt.

LETZTER WUNSCH

There's something quieter than sleep

Emily Dickinson

Ich möchte eines sanften Todes sterben
in einer sternenlosen Regennacht,
zerrinnen zwischen Erde, Stein und Scherben,
anheimgegeben einer stummen Macht,

nicht einen Ton verlieren, für nichts mehr werben,
vergessen alles was ich je gedacht,
kein Zeichen mehr in eine Tafel kerben.
Ein jedes Tun und Lassen ist vollbracht.

Ich möchte nicht mehr sehen, nicht mehr hören,
wie himmelblau der Wind durch Birken streicht;
ich möchte keinen Abschied, nichts beschwören,
dass man mir etwa eine Hand noch reicht –
allein das Wünschen endigen und schweben
in unbeweglich währendem Ergeben.

SCHATTEN

Σκιᾶς ὄναρ ἀνθρώπου

Pindar

Die Welle hat das Bild entstellt
von weit entfernten Dingen,
die aus der Nacht mit Namen Welt
ins Licht herüberdringen –

ein Licht aus gleißendem Genist,
Begehrt von Sommergluten,
ein Licht, das selber Welle ist
in unsichtbaren Fluten.

In ihnen treibt die dunkle Fracht,
von einem Traum gespiegelt;
ihr Schatten ist das Bild der Nacht,
die diesen Traum versiegelt.

EINMAL WIRD DIE WELT

Einmal wird die Welt das Wort verlieren,
das die Pein der Tage überspielt,
stumm wird dann der Augenblick regieren,
der dem Schmerz zu sein befiehlt.

Geraden werden sich elliptisch krümmen
im Gewölb, das sie gefangen hält;
Punkte werden durch die Räume schwimmen
wie dem Zufall es gefällt.

Jener unerbittlichen Rotunde,
die ihr Gleißer auf Fassaden spie,
wird das Chaos ihrer alten Wunde
schließlich kalte Symmetrie.

Unbemerkt an Gittern werden Blicke,
längst verwaist, ins Schattenbild gebeugt,
und es bleibt nicht einer, der die Lücke
im Gewesenen bezeugt.

* * *

Anmerkungen

Einige wenige Anmerkungen zu einzelnen Gedichten sollen Bezüge und Motive verdeutlichen, die sich nicht unmittelbar erschließen.

PIERROT (Seite 5). – Das naive menschliche Wesen schwebte mir vor, das hinter der eitlen Künstlermaske melancholisch wird. Es sitzt, wie Ludwig Tieck es wollte, im so genannten Publikum, statt auf der Bühne die seltsam verkehrte Welt in Frage zu stellen. Keineswegs aus Bosheit gibt es sich hin und wieder den Anschein, eine Art Spielverderber zu sein.

ZALTBOMMEL (Seite 12). – Die kleine Gemeinde in der niederländischen Provinz Gelderland, am Südufer der Waal gelegen und umringt von mittelalterlichen Festungsanlagen, ist hier, unter der Firniß sommerlicher Idylle, zu einem anachronistischen Bild aus kindlicher Erinnerung geronnen. Es ist wohl nicht sehr erheblich, dass die Legende um Franz Liszt gelegentlich bezweifelt wird.

DON PERLIMPLIN (Seite 21). – Gemeint ist die alternde männliche Titelfigur in García Lorcas Kammerspiel *Amor de don Perlimplín con Belisa en su jardín* (1931, UA 1933).

NIEDERRHEIN (Seite 24). – Max Clarenbach (1880-1952), Maler der Düsseldorfer Schule und Mitgründer des Sonderbundes, schuf für die Düsseldorfer Gewerbeausstellung 1902 ein großformatiges Werk *Stiller Tag*. Es ist ein früher Beleg seines Gespürs für die einsamen winterlichen Wasserlandschaften des Niederrheins bis hinauf zur holländischen Küste. Die meisten und besten seiner Bilder vermitteln dem Betrachter die verschlossene mystische Anmutung dieser Seelenheimat.

VAGANTENLIED (Seite 36). – Über das schlechte Nachtlager beklagte sich der Primas Magister Hugo von Orléans Mitte des 12. Jahrhunderts in einem Gedicht an die Kleriker von Sens. Hugo ist einer jener fahrenden Scholaren des Mittelalters, deren Studien nicht allein auf geistliche Literatur gerichtet waren; auch Wein und Frauen trugen maßgeblich zur Gelehrsamkeit bei.

DIE UNSICHERHEIT DES DICHTERS (Seite 41). – Das Gemälde dieses Namens entstand 1913 in de Chiricos Periode ›metaphysischer Malerei‹. Es zeigt im Vordergrund einen kopflosen weiblichen Torso neben einer großen Bananensaude. Ein Gebäude mit Säulengang wirft seinen riesigen Schatten auf einen menschenleeren Platz. In der Ferne ein davoneilender Zug mit einem weißen Schweif aus Dampf.

LUKREZ (Seite 53). – Mit seinem Lehrgedicht *De rerum natura* hat Titus Lucretius Carus eine Darstellung der epikureischen Philosophie hinterlassen, die zugleich beides ist: Dichtung höchsten Ranges und leidenschaftlicher Kampf um Wahrheit. Es ist mir immer als entscheidendes Verhängnis des abendländischen Denkens erschienen, dass über die darin entfaltete naturnahe Weltbetrachtung am Ende die theologisch inspirierte und beherrschte Ideenphilosophie mit allen ihren lebensfeindlichen Spielarten die Oberhand gewonnen und behalten hat.

DIE WELLE (Seite 58). – Das Motto zitiert aus Paul Valérys *Le cimetière marin* (Der Friedhof am Meer): »Le vent se lève! ... Il faut tenter de vivre!«. In Rilkes Übersetzung: »Der Wind erhebt sich! Leben: ich versuch es!«. – Die Weltmusik der »himmlischen Schalen« ist nach der pythagoräischen Lehre unhörbare Harmonie. In der Johannes-Offenbarung (XV, 5 f.) gießen Himmelsdiener sieben goldene Schalen,

gefüllt mit dem gerechten Zorn Gottes (in Gestalt von sieben Plagen), über die sündige Menschheit.

AENIGMA (Seite 63). – Das Gedicht entstand als späterer Wiederhall meiner Arbeit an der deutschen Übersetzung von Valle-Incláns Gedicht-Zyklus *El pasajero* in der Fassung seiner *Opera Omnia* aus dem Jahr 1930.

SEXTINA AUTUMNALIS (Seite 64). – Das Gedicht hat die Form einer Sestine, d. h. die sechs Endwörter der Verszeilen sind der Transformation $1 \mapsto 2, 2 \mapsto 4, 3 \mapsto 6, 4 \mapsto 5, 5 \mapsto 3, 6 \mapsto 1$ unterworfen. Es handelt sich um eine zyklische Permutation der Ordnung 6, was bedeutet, dass nach der 6-ten Anwendung (somit in der 7-ten Strophe) die Endwörter wieder in der ursprünglichen Anordnung stehen. Häufig, wenngleich nicht zwingend, bildet den Abschluss ein Geleit aus drei Versen, in denen die permutierten Endwörter abermals in Erscheinung treten. Die Sestine ist ein artistisches Produkt romanischer Literatur. Arnaut Daniel hat Sestinen verfasst, ebenso Dante und vor allem Petrarca (vgl. JÁNOS RIESZ, *Die Sestine* (1971) sowie MARIANNE SHAPIRO, *Hieroglyph of Time* (1980)). Die geschlossene Form mit ihren strikten Vorgaben übt beträchtliche Zwänge aus auf Sprache und Inhalt. Das Mindestmaß an Freiheit und Beweglichkeit, das die lyrische Rede braucht, will daher erkämpft und gegen alle Widerstände zurückerobert sein. Geradezu gleichnishaft ist mir dieser Kampf im Herbst des Jahres 2021 erschienen.

SCHATTEN (Seite 70). – Das Motto, ein Zitat aus der Pythischen Ode VIII des Pindar, lautet übersetzt: »Eines Schattens Traum ist der Mensch«. Es folgen die Verse: »Sobald aber Glanz, gottgegebener, kommt, / ist strahlend Licht bei den Menschen, freundlich ihr Dasein.«.

Epilog im Herbst 2021

Die hier in ihrer dritten Fassung vorliegende Sammlung von Gedichten ist ein später Abkömmling meiner *Anachronismen*, die 2009 (unter anagrammatischem Pseudonym) im Athena-Verlag veröffentlicht wurden. Eine Auswahl dieser früheren Stücke wurde überarbeitet und um mehrere neue Texte erweitert – unangesehen der Unzeit für die Art von Gedichten, deren Hervorbringung ich selbst für lohnend erachte und (im Nebenlauf eines langen Berufslebens in der Mathematik) immer wieder angestrebt habe. Es ist gewiss ein aussichtsloses Unterfangen, sich von der Zeit lösen zu wollen, und was Kunst dabei allenfalls erreichen kann, ist jene mystische Form von Zeitlosigkeit, welche das Leben in den geschützten Bezirken der Erinnerung und verinnerlichten Vorstellung zur Ruhe kommen lässt.

Platz und Anspruch im dichterischen Wort hat aber auch das Außenleben und seine bisweilen beträchtliche Unruhe. Es beschert uns in diesen Tagen bislang noch nicht gesehene Spielarten eines rasch eskalierenden Kulturkampfes, die geeignet scheinen, das in Jahrhunderten entwickelte künstlerische Erbe Europas in kürzester Frist abzuräumen. Erstaunlich die Infantilität und Aggressivität der dazu rekrutierten Hilfstruppen »nützlicher Idioten«. Einige Gedichte (»Fabrik des Nichts«, »Memento«, »Abgesang«, »Sextina autumnalis«), die in diesem Jahr entstanden sind, nehmen das Thema auf und öffnen zudem den Blickwinkel auf den verrotteten Zustand der Um- und Mitwelt, der sich zu einer täglich wachsenden Gefahr schon für die einfachsten Grundlagen der Lebensführung entwickelt. Ein morsches, innerlich verfaultes Haus stürzt irgendwann ein oder wird abgerissen, sobald von seinen

Bewohnern nichts mehr zu erwarten ist. Eine hinterhältige und gut geschmierte Propagandamaschine tut ihr Übriges, die nunmehr Obdachlosen einander zu entfremden, zu verwirren und durch ein Wechselbad von Angst und gauklerischer Beschwichtigung in den Pferch der Herdenstupidität zu treiben. Längst hat dieses kataklysmische Geschehen eingesetzt. Ein verbrecherischer Krake ist dabei, seine giftigen Tentakel um den ganzen Erdball zu spannen. Langsam tastet er sich vor, und während die in ihren Tagesgeschäften gefangene Menschheit dies noch kaum bemerkt oder bereits akzeptiert zu haben scheint, werden die materiellen und kulturellen Ressourcen ihrer Existenz auf heimtückische Weise nach und nach zerstört. Die elementarsten Freiheitsrechte stehen dabei auf dem Spiel, selbst die Verfügung über den eigenen Körper. Ein alptraumhaftes Endspiel, von grenzüberschreitenden, totalitären Geldmächten ausgeklügelt, denen es immer mehr gelingt, die Köpfe durch Trugbilder zu beherrschen. Auch rohe Gewalt wird eingesetzt, wie immer gegen die Widerständigen.

Was vermag Dichtung in einer solchen Lage?

Nichts im Äußeren. Im Inneren aber bleibt ihr die Empörung, die Entlarvung des Unwerten, die Emphase der Wahrheit, die Behauptung der Würde des Geistes.

Inhalt

Pierrot	5
Sonntag der Kindheit	6
Am Rheinufer	7
Industriestraße	8
Berührung	9
Gelbe Felder	10
Kinderlied von Sommerfeen	11
Zaltbommel	12
Mein himmelblauer Tag	14
Tage und Träume	15
Den Wolken nach	16
Seebild	17
Der Beweis	18
Zu Lebzeiten	19
Elegie	20
Don Perlimplin	21
Harlekin	22
Landschaft mit Engel	23
Niederrhein	24
Schumann in Düsseldorf	25
Nachtskizzen	26
Tagelied	27
Der Tag	28
Metamorphosen	29
Heimwärts	30
Vom Vorübergehen	31
Alpenraum	32
Späte Rosen	33
Kleine Ewigkeit	34
Das alte Lied	35
Vagantenlied	36

Anachronismen	38
In Between	39
Auf dieser Straße	40
Die Unsicherheit des Dichters	41
Augenblick	42
Abend	44
Nächtliche Promenade	45
Entlang der Parallelen	46
Elend	47
Eine kleine Nachtmusik	48
Weißes Inneres	49
Opferspruch	50
Herbarium	51
Monade	52
Lukrez	53
Labyrinth	54
Existenz	55
Abwesenheit	56
Widerspiel	57
Die Welle	58
Staub	60
Was noch von Leben	62
Aenigma	63
Sextina autumnalis	64
Memento	66
Fabrik des Nichts	67
Abgesang	68
Letzter Wunsch	69
Schatten	70
Einmal wird die Welt	71
<i>Anmerkungen</i>	<i>73</i>
<i>Epilog im Herbst 2021</i>	<i>76</i>

